

Aus Dankbarkeit.

---



und Gott weiß, ob er es jemals wieder bekommen wird. Wegen der in Natal herrschenden Zedenpest (East-coast fever) ist nämlich am Umzinsfulu zwischen der dortigen Kolonie und Ostgriqualand die Grenzsperrre eingetreten, die Jahr und Tag dauern kann. Sobald in einem Bezirk von der Regierung ein einziger Fall dieser schrecklichen Viehseuche konstatiert worden, gilt er amtlich für wenigstens 18 Monate als infiziert, und der betreffende Farmer darf von Glück reden, wenn man ihm sein sonstiges Vieh, sei es nun gesund oder krank, noch läßt, von einem Transport mittels Ochsenwagen kann aber von jenem Tag an keine Rede mehr sein.

M'Kiti hatte drei Weiber; eines derselben ist ihm unlängst plötzlich gestorben. (Ein kurzer Bericht hierüber findet sich im „Vergißmeinn.“ September-Nr. 1908 Seite 201). Der Knabe, dem sie kurz zuvor das Leben gegeben, wurde von mir getauft und starb zwei Wochen später im Kinderasyl in Lourdes. Die eine seiner noch lebenden Frauen, das sog. Großweib, ist bekleidet; es gehört das hier zum guten Ton, die andere gibt sich als reine Heidin; desgleichen der Mann, der bisher vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Möglich jedoch, daß er einst auf dem Totenbett oder auch früher, wenn ihn Gott noch länger in die Kreuzeschule nimmt, anders denken wird.

Diesmal war ich im betr. Kraal, der aus mehreren Hütten besteht, zu einem siebenjährigen Knaben gerufen worden, der stark an der Ruhr litt. Sein Zustand schien mir zwar bedenklich, doch wollte ich mit der Taufe noch ein paar Tage warten, allein die Weiber hielten mich so dringend, ihn sogleich zu taufen, daß ich schließlich nachgab. Zuvor legte ich jedoch dem Knaben dringend ans Herz, er müsse, falls er wieder gesund würde, zum Unterricht in unsere Schule kommen. Da er dies mit aller Bereitwilligkeit versprach, taufte ich ihn auf den Namen „Vinzenz“ und erteilte ihm zugleich die letzte Delung. Denn, da die Krankheit mit Fieber verbunden war, fürchtete ich, sie möchte einen tödlichen Verlauf nehmen. Und so war es auch. Zwei Tage später kamen die beiden Frauen nach Emaus, und eine von ihnen trug den kranken Knaben auf dem Rücken. Sie wollten ihn hier lassen, was ich gerne gestattete. Hier hatte er doch viel bessere Kost und Pflege, als daheim, im heidnischen Kraal, wo er wie ein armes Hündchen am Boden lag.

Ich hatte ihm und den beiden Frauen ein eigenes Zimmerchen angewiesen. Am folgenden Tag kam auch der Vater, um nach seinem Sohne zu sehen. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ fragte er beim Eintritt. Der Knabe antwortete: „Mein Herr, es geht mir nicht gut.“ (Es wunderte mich, daß er ihn mit „Herr“ und nicht mit „Vater“ anredete, doch in ganz heidnischen Gegenden ist das allgemein üblich). Der arme Mann blieb geraume Zeit in großer Trauer neben seinem kranken Söhnchen sitzen, und als es am kommenden Tage starb, bestellte er eigens einen Sarg, um es möglichst feierlich bestatten zu lassen. Bei der Beerdigung auf unserem Friedhof betonte er streng, daß die Füße des Verstorbenen nach Sonnenaufgang, der Kopf nach Sonnenuntergang gewendet sei. Wir konnten dieser Forderung um so leichter nachkommen, als sie ganz mit dem christlichen Ritus übereinstimmte.

Sonntag, den 7. Oktober 1907. — Wir haben heute ein recht kaltes Wetter. Gestern hat es auf den Drakensbergen sogar geschneit, weshalb die ganze her-

liche Gebirgskette mit Schnee bedeckt ist. Es ist das um so merkwürdiger, als wir jetzt am Beginn des Sommers stehen. Hier haben wir ziemlich den Regenfall; es nebelt und rieselt den ganzen Tag. Nach der monatelangen Trockenheit begrüßt das jeder Farmer mit Freude, denn erstens beginnt jetzt bald die Zeit der Ausfaat, und, was noch dringender nützt, das Weideland verjüngt sich wieder mit frischem Grün, und das arme, vielfach bis auf Haut und Knochen abgemagerte Vieh findet nun hinreichendes Futter. Leider besteht noch immer die Gefahr der Zedenpest. Ein Bezirk nach dem andern wird als gesperrt erklärt, und bald ist der Transport mit Ochsenfuhrwerk eine Unmöglichkeit geworden. Von solchen Zuständen hat man in Europa gar keine Idee.

Emaus, 30. Sept. 1907. — Heute zog hier ein großer Schwarm Heuschrecken vorbei; es dauerte wohl  $\frac{3}{4}$  Stunden, bis er vorübergeflogen war. Wir läuteten, um ihn zu vertreiben, mit der Stationsglocke. Allerdings stehen noch keine Früchte auf dem Feld, denn die Ausfaat hat erst begonnen, und somit können uns gegenwärtig die Heuschrecken wenig schaden, allein das Lästige ist, daß man sie von einem Platz, auf dem sie sich einmal niedergelassen haben, kaum mehr wegbringen kann. Denn diese Gottesplage vermehrt sich, wegen der zahllosen Eier, welche die Weibchen legen, rasch ins Unendliche. Der Schwarm zog gottlos wieder fort und ließ sich jenseits der Berge, wahrscheinlich im dortigen Urwald, nieder.

Im Jahre 1897 trat die Heuschreckenplage am schlimmsten bei uns auf. Damals haben sie uns die Ernte vollständig aufgefressen, und für die armen Kaffern gab es ein wahres Hungerjahr. Wohl versuchte man alles Mögliche, sich der Plage zu erwehren, umsonst; einer solchen Gottesgeißel gegenüber steht der Mensch einfach wehrlos da. Vergebens griff auch die Regierung ein. Sie lieferte einen „Giftneger“, der in warmem Wasser aufgelöst wurde, in das man sodann einige lebendig gefangene Heuschrecken eintauchte und sie wieder fliegen ließ in der Hoffnung, sie würden sich unter größere Schwärme mischen und sie alle miteinander vergiften. Vergebliche Liebesmühe! Und gesetzt auch, es kämen dadurch einige Tausend oder Hunderttausende um, was bedeutet das unter diesen ungezählten Millionen und Milliarden von Heuschrecken, die in solchen Zeiten übers ganze Land hinschwärmen?

Gegenwärtig beschränkt man sich mehr darauf, die jungen, noch nicht flüggen Heuschrecken, die sogenannten „Fußgänger“, zu vernichten. Hier ist die Aussicht auf Erfolg größer. (Siehe „Vergißmeinn.“ Jahrgang 1908, Seite 151).

### Aus Dankbarkeit.

Die im vorigen Jahre veröffentlichte Artikelserie „Aus der Blumen- und Kinderwelt“ von Schwester Engelberta hat offenbar in weiten Kreisen das Interesse für unsere schwarzen Kleinen neu geweckt. Von da und dort kamen der Verfasserin Anerkennungs-schreiben zu, nebst mancher Liebesgabe für die Kinder in Geneschoau. So erhielt unser „Weilchen“, Sophia Rosa, (vor der Taufe Romagogosi genannt), von einer jugendlichen Wohltäterin in Köln nebst einem herzigen Briefchen ein recht hübsches, weichenblaues Kleidchen, und auch Po (Silas), unser kleiner „Wald-



meister“ bekam aus einem Kloster der guten Mönche in Nordamerika einen interessanten Brief.

Sophie und Silas hatten natürlich darob eine ganz unbeschreibliche Freude und beeilten sich sofort, ihren guten Wohltäterinnen in der weiten Ferne geziemend zu danken. Leider kam nun Sophies Brief nebst einem von Schwester Engelberta persönlich beigelegten Dankschreiben, das am 2. Juli 1908 von hier abgesandt worden waren, Mitte Oktober als unbestellbar wieder nach Ezenstochau zurück, nachdem es mehrere Wochen „postlagernd“ in Köln gelegen hatte; von dem nach Amerika abgesandten Brief haben wir gar nichts mehr gehört, sodaß wir ebenfalls zweifeln, ob er an seinem Bestimmungsort angekommen ist. Damit nun aber unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen nicht glauben, es fehle uns und unseren Kindern an der schuldigen Dankbarkeit, wollen wir heute den Brief der kleinen Sophie im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen. Er ist natürlich kaffrisch geschrieben, und wir geben ihn hier in etwas freier deutscher Uebersetzung wieder. Er lautet:

Ezenstochau, 2. Juli 1908.

Meine liebe Freundin!

Ich habe Deinen Brief und auch das Paletchen erhalten. O, ich habe mich darüber so sehr gefreut, daß ich beinahe den Verstand verloren hätte! Ich danke Dir und rufe aus: „Gott möge es Dir vergelten und Dir viel Gutes zurückerstatten!“ Geehrte Wohltäterin, es fehlen mir die Worte, Dir genug zu danken; darum will ich für Dich um Glück und Segen beten zum Herrn. Er möge Dir alles vergelten an meiner statt. Du hast mich um das Gebet ersucht; das will ich auch tun. Ja, ich verspreche es Dir, treu und fleißig will ich beten nach Deiner Meinung; aber auch ich bitte um Dein Gebet, vor allem, daß ich brav und folgsam bleibe gegen meine Lehrer und Vorgesetzten.

Am 26. April ward mir ein großes Glück zu teil; an jenem Tag empfing ich meine erste heilige Kommunion. O wie habe ich mich gefreut! — Mein Alter ist ungefähr 16 Jahre. Ich bin nicht groß gewachsen, bin weder dick noch stark; ich bin ein Waisenkind. Heute ging ich wieder zur hl. Kommunion und betete für Dich aus ganzem Herzen. Ich bin fertig, denn ich habe keine Worte mehr. Lebe wohl und grüße mir alle Deine Lieben und Freunde von mir!

Ich bin Deine

Sophia Rosa Mvembe.

Hier ist noch ein Wunsch von mir: bitte, sage mir Deinen Familiennamen.

Ein Ding, das ich sehr wünschte, sind Schuhe.

Diesem Briefe hatte Schwester Engelberta folgendes Begleitschreiben beigelegt:

Sehr geehrtes Ib. Fräulein!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich Ihre geschätzten fdl. Zeilen freuten! Unsere gute Sophia Rosa aber weinte Freudentränen beim Empfang Ihres Geschenktes und eilte sofort der Kirche

zu, um vor der Statue des göttlichen Herzens Jesu für Sie zu beten. Offenbar hat Ihnen der liebe Gott den Gedanken eingegeben, unseren schwarzen Kindern etwas zu schicken; ich hatte ihm während der letzten Zeit gar oft deren Armut und Not geklagt.

Geehrtes Fräulein fragen mich, womit Sie unsern Kindern eine Freude machen könnten. O, mit allem Möglichen. Die Kinder meiner Dorfschule sind wirklich recht arm; sie müssen sich alle selbst kleiden, und oft wollen meine Buben nicht in die Schule kommen, weil das einzige Höschen, das sie für Sonn- und Werkstage tragen, schon ganz verschliffen ist. Die Mädchen aber, deren ich sehr viele habe, besitzen meist nur ein oder höchstens zwei Kleidchen, und wenn sie dasselbe Samstags am Flusse waschen, hüllen sie sich in alte Decken, setzen sich in's Gras und warten da in Geduld, bis ihr Röckchen wieder trocken ist.

Welch eine Freude könnten Sie nun unseren Ib.



Diamantwäscherei bei Gonggong am Vaalfluss (Südafrika).

Unter einem Zeltbaldach sieht der weiße „Baas“. Rechts von ihm die „Grapple“, d. h. ein Gestell mit aufgehängtem beweglichen Sieb. Davor der gefüllte Geröllhaufen. Die Holzbottiche und die „Roiaar“, d. h. der Waschapparat, stehen hinter den beiden Kässern rechts am Zeltbaldach.

kleinen machen, wenn Sie ihnen gelegentlich einige Stoffrestchen schicken wollten. Wir würden sie gerne zu Kleidchen und Hemden verarbeiten, und es wäre uns damit ein großer Liebesdienst erwiesen. Des aufrichtigen Dankes und fleißigen Gebetes sowohl der Kinder wie ihrer bereits christlichen Eltern dürften Sie stets versichert sein.

Geehrtes Fräulein fragen auch, ob unsere Kinder hier Hüte und Mützen tragen. Gewiß, die Knaben tragen gerne Hüte, und kleinere Kinder Häubchen oder etwas dergleichen, d. h. wenn sie welche geschenkt bekommen; kaufen können sie sich so etwas allerdings nicht. Größere Mädchen tragen gerne schwarze oder buntfarbige Kopftücher. O, wie sehr würde ich mich mit meinen Kindern freuen, wenn einmal ein Kistchen mit solchen Sachen ankäme. Wäre das ein Jubel für ganz Ezenstochau! Mit Vorliebe pflegen wir solche Geschenke für die hl. Weihnachtszeit zu reservieren, wo sie dann unter den Christbaum gelegt und von den Kindern mit einer Ehrfurcht entgegengenommen werden, als wären sie direkt vom



Himmel gekommen. Das Notwendige wird natürlich das ganze Jahr hindurch verabreicht, und auch der Gedanke, daß das Geschenk von den 16 Wohltätern aus dem fernen Europa oder Amerika komme, weckt die edelsten Gefühle in den Herzen der dankbaren Kinder. Ich wollte nur, Sie hätten persönlich Zeuge sein können von der Freude und dem Jubel unserer Kinder beim Eintreffen Ihres Briefes und der Geschenke an Sophia Rosa. Neidlos hüpfen und sprangen sie um die Beglückte herum und betrachteten mit Staunen die schöne Gabe, namentlich aber ihr eigenes Bild, das Sie mitzufinden die Güte hatten. Sie fanden daselbe überaus schön und lieb und knüpfen manch' sinnige Bemerkung daran. „Unsere Wohltäterin ist noch jung“, sagten sie, „und blickt uns recht freundlich an. Gewiß hat sie auch ein schönes, edles Herz.“ Die kleine zwölfjährige Greti aber meinte: „Die hat gewiß der göttliche Heiland auch recht lieb.“ u. Mulunkulu ambuwijela, Gott möge Sie segnen!“ Zuletzt aber vereinigten sich alle in dem Wunsch, die edle, weiße Freundin möchte persönlich zu ihnen nach Afrika kommen und ihre Lehrerin werden. —

Zum Schlusse nochmals ein herzliches, tausendfaches „Vergelt's Gott!“ Wollen Sie uns und unserer Mission auch fernerhin Ihr geneigtes Wohlwollen bewahren, etwaige Sendungen aber mögen Sie, um jedem Irrtum vorzubeugen, mit dem Bemerkten versehen: „Für die Schule der Schwester Engelberta in Czenstochau.“ Das Päckchen selbst aber sende man gefällig an die an der Kopfleiste des „Vergiftmeins“ angegebene Vertretung von Mariannhill. Sollten die einlaufenden Gaben die eigenen Bedürfnisse übersteigen, so werden wir bereitwilligst dafür Sorge tragen, daß auch die Kinder anderer Missionsstationen das Nötige bekommen.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet  
Ihr. Wohlgeborener

dankbar ergebenste

Schw. M. Engelberta, C. P. S.

NB. Die Adresse für einen Brief lautet:  
Sr. Engelberta, Czenstochow, Dronk-Vlei, Natal.

## Der Kaffer als Landwirt.

Von Dr. Rufinus, O. C. R.

Reichenau. — Kann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnittskaffer, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Kaffer entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar obgleich er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.

Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt, und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwächst, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zwei-

mal. Das erstemal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühling, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzuahmen fällt dem Kaffer gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit der Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an. Dies frist Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder sein Amabele (kaffrische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Kaffer ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig und so wird die eine Furche tief, die andere flach, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Kaffer sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein viertes unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf seinem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstemal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schießt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerzeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Nase nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Kaffer recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmert es nichts. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur einmal die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb ladet er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Uischwalafruge zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Kaffer an fremdem Tische schon gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifrigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißten. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchen Schlendrian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein